

Laura Behrmann, Markus Gamper, Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Bielefeld: transcript 2024 (Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77), 554 Seiten, 35,00 €.

Autobiographische Texte, in denen die Lebensgeschichte und ihr gesellschaftlicher Kontext zugleich soziologisch analysiert werden, haben seit Erscheinen der zu einiger Berühmtheit gelangten Werke von Didier Eribon (2016) und Annie Ernaux (2017) Konjunktur. Der nachhaltige Eindruck, den diese „Autosozio-biographien“¹ gerade in den Sozialwissenschaften hinterlassen haben, hat vor einigen Jahren schon eine Arbeitsgruppe um die Kölner Soziologin Julia Reuter auf die Idee gebracht, die Produktion derartiger Texte selbst zu initiieren und ihre Analyse als einen neuen Zugang in der Hochschul-, Elite- und Ungleichheitsforschung zu nutzen. Als erstes Ergebnis dieser Bemühungen erschien 2020 der Band *Vom Arbeiterkind zur Professur* (Reuter et al. 2020), der autobiographische Beiträge von Bildungsaufsteiger*innen im akademischen Feld mit einer Reihe einführender und analysierender Texte verband. Bei den Verfasser*innen der Selbstzeugnisse war auf Diversität hinsichtlich Geschlecht und Migration, Zugehörigkeit zu Fachdisziplinen und Hochschularten geachtet worden. Einen „Bias“ jedoch, so gesteht die Initiatorin im Rückblick (vgl. Reuter et al.: 535 f.), habe das Sample doch besessen, und auf den seien sie und ihre Mitherausgeber*innen von verschiedenen Seiten rasch aufmerksam gemacht worden: Es fehlten Bildungsaufsteiger*innen, die in der DDR aufgewachsen waren. Speziell angesichts der Tatsache, dass sich die politische Führung des zweiten deutschen Staates den Kampf gegen soziale Ungleichheit auch und gerade im Bildungsbereich auf ihre Fahnen geschrieben hatte, musste dies als gravierendes Manko erscheinen. Es zu beheben, bildet den Zweck des hier zu besprechenden Bandes. Dabei schließen die Herausgeber*innen allerdings nicht unmittelbar an das vorgängige Werk an. Es geht ihnen nämlich, wie der knappen Einleitung zu entnehmen ist, nicht (in erster Linie) darum, den Aufstieg von „Arbeiterkindern“ zu Professoren unter den ganz anderen Bedingungen in der DDR zu thematisieren. Im Zentrum steht für sie vielmehr die Frage, welchen Einfluss das Differenzmerkmal „ostdeutsch“ auf Bildungs- und Karriereweg der Biograph*innen genommen hat.

Trotz dieses veränderten Fokus – und eines ebenfalls stark veränderten Herausgeber*innenkreises² – sind Aufbau und Gliederung gegenüber dem Vorgängerband gleichgeblieben. So stehen auch hier am Anfang wieder (vier) Beiträge, die inhaltlich wie konzeptuell den Rahmen abstecken. Bemerkenswert dabei ist, dass die Autor*innen, fachlich in hohem Grade ausgewiesen, alle selbst aus Ostdeutschland stammen und mit einer Ausnahme im Band auch mit Selbstzeugnissen vertreten sind. Den Anfang bildet ein Abriss der Entwicklung des Hochschulsystems in der DDR und den ostdeutschen Ländern aus der Feder von Peer Pasternak, Hochschulforscher an der

1 Zum Begriff der „Autosozio-biographie“ vgl. Reuter/Gamper (2023: 272 ff.); dort auch zur Entstehung und zum Konzept des Bandes *Vom Arbeiterkind zur Professur* (ebd.: 275 f.).

2 Von dem vormaligen Herausgeber*innen ist nur der Sozialwissenschaftler Markus Gamper von der Universität zu Köln geblieben; neu hinzugekommen sind die Soziologin Laura Behrmann von der Bergischen Universität Wuppertal und Hanna Haag, wissenschaftliche Koordinatorin am Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen in Frankfurt am Main.

Universität Halle-Wittenberg, die das Ausmaß des institutionellen und personellen Umbaus im Zuge der Vereinigung in den 1990er Jahren deutlich macht (bei gravierenden Unterschieden zwischen den Disziplinen). Ihm folgt ein Beitrag von Raj Kollmorgen, Transformations- und Eliteforscher an der Hochschule Zittau/Görlitz, der, die einschlägige Forschung resümierend, nicht nur eine circa fünfzigprozentige Unterrepräsentation Ostdeutscher in der deutschen Wissenschaftselite konstatiert (wiederum mit den markanten Unterschieden zwischen MINT- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern), sondern auch die sowohl in der DDR-Zeit wie im Vereinigungsprozess wurzelnden und bis in die Gegenwart sich auswirkenden Ursachen dafür benennt. Noch einmal detaillierter – vor allem mit Bezug auf die Postdoc-Phase der wissenschaftlichen Karriere – betrachtet Bernd Martens, ehemaliger Mitarbeiter an verschiedenen sozialwissenschaftlichen Einrichtungen, die Transformation des ostdeutschen Hochschulsystems, die für ihn in die Durchsetzung des westdeutschen „Hasard-Modells“ mündet.

Sind diese ersten Beiträge geeignet, die Bedingungen sichtbar zu machen, unter denen sich Bildung und akademische Karriere von in Ostdeutschland Geborenen vor, während und nach der Vereinigung vollzogen, führt der folgende Beitrag, in dem sich die Gießener Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Miethe theoretischen und methodischen Fragen des Umgangs mit autobiographischem Material zuwendet, direkt in den Kern des Bandes. Nach einleitenden Bemerkungen zur Biographieforschung im Allgemeinen sucht Miethe die Spezifika einer solchen Forschung „über Ostdeutschland“ herauszuarbeiten. Eindringlich mahnt sie dabei angesichts der herrschenden „dominanzkulturelle[n] Verhältnisse zwischen Ost und West“ (120) Reflexivität und Perspektivenvielfalt an – und zwar sowohl bei der Durchführung lebensgeschichtlicher Interviews wie bei deren Auswertung. So sehr man der Autorin in diesem Punkt beipflichten wird, so sehr hätte man gewünscht, dass sie auch noch auf die Besonderheit der im Folgenden abgedruckten Texte eingeht. Immerhin handelt es sich bei diesen nicht um – anonymisierte – Interviewtranskripte, sondern um schriftliche Selbstpräsentationen, die sich zudem in erster Linie an Mitglieder der eigenen akademischen Community richten, ein für ihre Interpretation sicher nicht bedeutungsloser Umstand.

Das Sample der 18 Selbstzeugnisse, das den Hauptteil des Bandes ausmacht, ist in hohem Maße selektiv und heterogen – in einem der analysierenden Beiträge wird dies im Detail nachgewiesen (vgl. Reuter et al.: 451 ff.). Ihre Gemeinsamkeit beschränkt sich darauf, dass alle Biograph*innen in Ostdeutschland geboren und aufgewachsen sind und dass sie alle eine Professur erlangt haben. Ihre Rekrutierung erfolgte, so erfährt man in der Einleitung des Bandes, ausgehend von persönlicher Bekanntschaft und eigener Recherche, in einer Art Schneeballverfahren. So wird verständlich, weshalb Vertreter*innen der Sozial- und Geisteswissenschaften das Gros der Beitragenden stellen, während nur drei Autor*innen den Natur- und Technikwissenschaften entstammen und ein Fach wie die Medizin gar nicht vertreten ist. Heterogen ist das Sample bezüglich Geschlecht (sieben Frauen, elf Männer) und Alter (neun aus den Jahrgängen 1943-1954, fünf aus den Jahrgängen 1962-1970, vier aus den Jahrgängen 1978-1982), aber auch bezüglich sozialer und regionaler Herkunft, politischer Haltung und Organisationszugehörigkeit, Bildungs- und Karriereweg. Da ist die kurz vor der DDR-Staatsgründung in Berlin geborene Soziologin mit „subproletarischer“ Herkunft, die, systemloyal und mit früher SED-Mitgliedschaft, nach einem Studium der Kulturwissenschaft sowie Promotion („Dissertation A“) und Habilitation („Dissertation B“) noch kurz vor der Wende eine Hochschuldozentur an der Humboldt-Universität zu Berlin übertragen

bekommt und ebenda nach der Neuordnung auf eine (C 3-)Professur übernommen wird. Daneben steht die 1970 in einer Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt in eine Akademikerfamilie geborene Physikerin, die, zu DDR-Zeiten gut integriert, nach der Wende ihr Studium in Göttingen fortsetzt, nach England geht und dort heute an der Universität in Leeds eine Assistenzprofessur bekleidet. Der in der Frühzeit der DDR in einfachen Verhältnissen in Potsdam aufgewachsene Historiker, der, auf Grund seiner oppositionellen Haltung in Studium und akademischem Fortkommen behindert, bis kurz vor der Wende trotz Promotion ohne wissenschaftliche Anstellung bleibt, es danach aber mit enormem Fleiß und Anstrengung noch zum Museumsleiter und außerplanmäßigen Professor in Leipzig bringt, findet sich neben dem unwesentlich jüngeren Politikwissenschaftler, aufgewachsen in Salzwedel (Altmark) in einer Angestelltenfamilie, der sich als Funktionär in FDJ und SED engagiert, marxistisch-leninistische Philosophie in Berlin und Moskau studiert und im Jahr der Wende bereits auf eine Professur an der Humboldt-Universität berufen wird, diese aber Mitte der 1990er Jahre verlassen muss, um ein Jahrzehnt später, nach außerakademischen Zwischenstationen, einen Ruf auf eine ordentliche Professur an der Universität Wien zu erhalten. Die Reihe ließe sich fortsetzen, nicht alle Biographien sind derart wechselvoll, alle sind sie auf ihre Weise beeindruckend. Ihr Abdruck umfasst insgesamt 300 Seiten, wobei jeder Beitrag durch einen kurzen Lebenslauf und ein – mal jüngeres, mal älteres – Foto eingeleitet wird.

Heterogen sind, vom vorgegebenen Umfang einmal abgesehen, auch die autobiographischen Berichte selbst. Geben manche Autor*innen Einblick auch in die familiären Verhältnisse und in das Milieu ihrer Kindheit und Jugendjahre, konzentrieren sich andere ganz auf den institutionellen Bildungs- und Karriereweg; rücken manche die formalen Bildungsabschlüsse und die akademischen Positionen in den Vordergrund, handeln andere eher von den Fragestellungen, Themen und inhaltlichen (nicht nur wissenschaftlichen) Zielen, die ihr Denken und Tun bestimmt haben. Auch zeitlich werden die Schwerpunkte zwischen DDR-Zeit, Umbruch und Nachwendezeit unterschiedlich gesetzt – und das nicht nur auf Grund der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Altersgruppen –, wobei die Jahre 1989/90 in (fast) allen Selbstzeugnissen einen deutlichen Einschnitt markieren. Unterschiede zeigen sich schließlich auch im Grad der Reflexivität. So setzen sich zwar vor dem Hintergrund der Themenstellung alle Biograph*innen mit der Frage auseinander, welchen Einfluss die ostdeutsche Herkunft auf ihren akademischen Weg gehabt habe – mit wiederum weit auseinandergehenden Einschätzungen. Andere Differenzmerkmale wie soziale Herkunft und Geschlecht werden dagegen nur vereinzelt bedacht, und eingehendere „soziobiographische“ Betrachtungen bleiben seltene Ausnahmen.

Was bietet nun ein solches inhaltlich wie formal vielgestaltiges Material über das Interesse und die Anteilnahme hinaus, die lebensgeschichtliche Zeugnisse stets zu wecken vermögen, an allgemeineren Erkenntnismöglichkeiten? Zunächst einmal scheinen die Selbstzeugnisse tatsächlich geeignet, das Ziel zu erreichen, das sich die Herausgeber*innen mit ihrer Publikation laut eigenem Bekunden gesteckt haben, nämlich zu zeigen, dass „sich unter dem Begriff ostdeutsch unterschiedliche Identitäten sowie Biographien mit ganz unterschiedlichen Lebenserfahrungen“ (12) versammeln – angesichts einer noch immer stark von Pauschalurteilen durchsetzten öffentlichen Debatte kein gering zu schätzendes Ergebnis. Ob die autobiographischen Skizzen zugleich dazu taugen, „den Blick für vergessene Ungleichheiten“ (14) zu öffnen, erscheint dagegen

weniger klar, handeln sie doch, trotz verschiedentlich thematisierter Diskriminierungserfahrungen, im Ganzen von höchst erfolgreichen akademischen Karrieren. Die Frage, die sich an sie stellen lässt, kann also im Grunde nur lauten: Wie konnte es trotz ostdeutscher Herkunft im vereinten Deutschland zu einer solch erfolgreichen Karriere kommen? Genau dieser Frage gehen einige der (wiederum vier) analysierenden Beiträge im dritten Teil des Bandes nach. Dabei stößt die Rostocker Soziologin Heike Trappe neben den zu erwartenden Unterschieden zwischen den „Kohorten“ auf viele aus der einschlägigen Forschung bekannte „Ermöglichungskriterien“ wie soziales und institutionelles Kapital, die jedoch, wie sie feststellt, unter den Bedingungen der Transformation eine spezifische Form annahmen. So bezog sich soziales Kapital „für Ältere vor allem auf frühzeitige wissenschaftliche Kontakte in die Bundesrepublik und für Jüngere insbesondere auf die explizite Unterstützung durch bundesdeutsche Kolleg*innen“ (468). Institutionelles Kapital wiederum bestand vor allem in der Möglichkeit, zur rechten Zeit am richtigen Ort zu sein, um sich in die neuen Strukturen einzufädeln, wie zwei der Biograph*innen dies selbst formulieren. Mit der Bedeutung sozialer Beziehungen für den Karriereverlauf beschäftigen sich auch die beiden Herausgeber*innen Laura Behrmann und Markus Gamper in ihrem gemeinsam mit der Dresdener Sozialpädagogin Annett Kupfer verfassten Beitrag. Auch sie betrachten die Selbstzeugnisse vor dem Hintergrund der Befunde einschlägiger empirischer Forschungen, wobei sie meinen, für die DDR die besondere Bedeutung „starker Bindungen“ (Familie, Freundschaften) neben den institutionellen Beziehungen (Lehrpersonen, Kolleg*innen, Doktorväter) feststellen zu können. Julia Richter wiederum, diesmal nicht selbst Herausgeberin, konzentriert sich in ihrem von eigenen Forschungszugängen inspirierten Beitrag auf die karrierehinderlichen Umstände und vermag solche sowohl aus fremdheitssoziologischer wie aus postkolonialer und aus ungleichheitssoziologischer Perspektive zu entdecken.

Autobiographische Texte, wie es in diesen Beiträgen geschieht, als Informationsquelle für Fragen der Karriere- und Ungleichheitsforschung zu nutzen und ihnen Hinweise für die Bestätigung oder Differenzierung vorliegender Befunde oder theoretischer Konzepte zu entnehmen, mag auf den ersten Blick naheliegend und sinnvoll erscheinen – auch die analysierenden Texte im Vorgängerband waren in dieser Weise vorgegangen. Der Eigenart des autobiographischen Materials und dem Biographie-Konzept, wie es etwa von Ingrid Miethe in ihrem Beitrag umrissen wird, erscheint ein solches Vorgehen jedoch nicht angemessen, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen lässt es den Konstrukt-Charakter der autobiographischen Texte außer Acht, bei denen es sich nicht um „neutrale“ Zusammenstellungen von Lebensdaten handelt, sondern in denen der eigene Bildungs- und Karriereweg in eine sinnhafte Ordnung gebracht wird. Dies bedeutet keineswegs, dass man damit rechnen muss, wie Julia Reuter unter Verweis auf eine häufig zitierte Einschätzung von Pierre Bourdieu in ihrem Beitrag meint, „dass Autobiographien immer schon selektiv, wenn nicht sogar illusionär sind“ (543).³ Es bedeutet aber, dass es spezifischer Anstrengungen bedarf, um jene sinnhafte Ordnung zu erschließen, vor deren Hintergrund auch erst die Bedeutung einzelner Aussagen und darin enthaltener „Informationen“ verständlich wird. Und es bedeutet, den Kontext des jeweiligen „Konstruierens“ zu berücksichtigen, konkret: wem wo und in welcher Weise eine Lebensgeschichte erzählt wird.

3 Zur Auseinandersetzung mit Bourdieus Diktum von der „biographischen Illusion“ vgl. Dausien (2022).

In einem der analysierenden Beiträge, dies sei hier angemerkt, verfasst von der Mitherausgeberin Hanna Haag und der Frankfurter Pädagogin und Genderforscherin Lotte Rose, trifft man tatsächlich auf einen solchen konstruktivistischen Ansatz und auf einen solch sinnerschließenden Umgang mit dem Material. Anstatt nur Hinweise auf die Wirksamkeit eines weiteren Differenzmerkmals zusammenzustellen, arbeiten die beiden Autorinnen hier vielmehr in intensiver Interpretation zahlreicher Textpassagen heraus, in welchen Kontexten und in welcher Form in den Selbstzeugnissen auf Geschlecht Bezug genommen wird – und wie stark weibliche und männliche Biograph*innen sich dabei unterscheiden.

Unbeachtet bleibt auch in diesem Beitrag jedoch ein weiterer zentraler Aspekt des Materials – sein zeitlicher Charakter (vgl. auch Fischer 2018). Biographien spannen sich auf zwischen der Gegenwart des Erzählens und der Vergangenheit des gelebten Lebens. Die sich biographisch in der Auseinandersetzung mit der Welt formenden Erfahrungen bilden einen zeitlich strukturierten Zusammenhang, in den auch das biographische Erzählen selbst eingebunden ist. Eine an diesem Verständnis von Biographie orientierte Analyse hätte eben jenen Erfahrungszusammenhang – in seiner zeitlichen Struktur, als biographische „Gesamtgestalt“ – herauszuarbeiten und die Bedeutung des „Ostdeutschseins“ in seinem Rahmen zu bestimmen. Ansätze zu einer solchen Analyse des Materials sucht man im vorliegenden Band vergeblich.

Möglicherweise ist dies aber auch kein Wunder – und noch nicht einmal ein Manko. Denn was den *State of the Art* der Biographieforschung markiert, muss nicht in jedem Fall die angemessene Vorgehensweise sein. In der skizzierten Art biographisches Material zu analysieren, hat immer zum Ziel, Sinnstrukturen herauszuarbeiten, die nicht schon an der Oberfläche der Texte zu erkennen und die auch deren Produzent*innen (oft) nicht bewusst sind. Das verlangt nicht nur methodisch sauberes Arbeiten und Interpretationsgeschick, sondern auch eine respekt- und verantwortungsvolle Haltung denen gegenüber, die ihre Lebensgeschichten preisgeben. Letzteres gilt natürlich in weit höherem Maße noch, wenn sich die Biograph*innen namentlich zu erkennen geben und den Lesenden (und Analysierenden) womöglich gar persönlich bekannt sind. Für wie riskant eine solche Form der Selbstpräsentation im akademischen Feld eingeschätzt wird, lässt sich daran ermessen, dass von über 70 Angefragten am Ende nur 18 zur Teilnahme bereit waren (vgl. 13). Und auch deren Texte halten sich denkbar fern von Bekenntnishaftem oder gar von Herzensergießungen. Über die Befindlichkeit der Biograph*innen erfährt man meist nicht viel, der Ton bleibt sachlich, nüchtern, zurückhaltend, stets bereit zu distanzierender Reflexion. Dennoch verraten die Texte, gerade auch wo sie schweigen und nicht thematisieren, manches vom Selbst- und Weltverhältnis ihrer Verfasser*innen. Hier „sinnerschließend“ tätig zu werden, gerät leicht in die Gefahr, übergriffig und taktlos zu erscheinen. Es mag Wege geben, dieser Gefahr zu entgehen, ohne auf ein sinnrekonstruktives Herangehen zu verzichten: durch die Vermeidung aller Interpretationen *ad personam* (die doch immer erkennbar bleibt) und die Konzentration auf die biographischen Konstruktionsprinzipien, deren Herausarbeitung schließlich das eigentliche Ziel der analytischen Arbeit bildet. Womöglich wäre es diesem sehr besonderen biographischen Material aber auch angemessener, auf mittelbare Weise genutzt zu werden: als Inspirationsquelle für weiterführende Fragestellungen, deren Bearbeitung dann mit anderem, der Analyse freieren Zugang bietenden Material erfolgen kann.

Ungeachtet dieser auf konzeptuelle und methodische Fragen sich beziehenden Anmerkungen bleibt abschließend festzuhalten, dass es den Herausgeber*innen des Bandes als großes Verdienst anzurechnen ist, die Produktion derart inspirierender autobiographischer Texte angeregt, durch die Einwerbung rahmender und analysierender Beiträge Möglichkeiten (und Probleme) ihrer wissenschaftlichen Nutzung aufgezeigt und auf diese Weise der Erforschung des – vielleicht nicht „vergessenen“, aber zeitweise in den Hintergrund geratenen – Themas der Ungleichheit zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen neue Impulse verliehen zu haben.

Gerhard Kluchert

LITERATUR

- Dausien, Bettina (2022): Das Streckennetz der Metro und seine Passagiere. Theoretische und methodologische Argumente für eine biographieanalytische Perspektive in der Hochschulforschung, in: Helmut Brehmer und Andrea Lange-Vester (Hg.): *Entwicklungen im Feld der Hochschule. Grundlegende Perspektiven, Steuerungen, Übergänge und Ungleichheiten*, Bildungssoziologische Beiträge, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 41-61.
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*. Übersetzt von Tobias Haberkorn, edition suhrkamp, Berlin: Suhrkamp.
- Ernaux, Annie (2017): *Die Jahre*. Übersetzt von Sonja Finck, Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 4968, Berlin: Suhrkamp.
- Fischer, Wolfram (2018): *Zeit und Biographie*. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): *Handbuch Biografieforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 461-472. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_39
- Reuter, Julia, Markus Gamper, Christina Möller und Frerk Blome (Hg.) (2020): *Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft, Gesellschaft der Unterschiede*, Bd. 54, Bielefeld: transcript.
- Reuter, Julia und Markus Gamper (2023): Exklusive Bildungsbiographien im Spiegel autoethnobiographischer Selbstzeugnisse von Aufsteiger*innen in der Wissenschaft, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 36, Heft 2, 271-291. <https://doi.org/10.3224/bios.v36i2.06>